

Leseprobe aus:

Claude Lanzmann

Das Grab des göttlichen Tauchers



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

CLAUDE LANZMANN

DAS GRAB DES
GÖTTLICHEN
TAUCHERS

Ausgewählte Texte

Aus dem Französischen von
Erich Wolfgang Skwara

Rowohlt

Die französische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
«La Tombe du Divin Plongeur» bei Éditions Gallimard, Paris.

1. Auflage November 2015

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2015 by

Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Alle deutschen Rechte vorbehalten

«La Tombe du Divin Plongeur» Copyright © 2012 by

Éditions Gallimard, Paris

Alle Rechte vorbehalten

Satz Newzald PostScript (InDesign) bei

Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 498 03942 4

Für Juliette

INHALT

Vorwort 11

Der Priester von Uruffe und die Kirchenraison 25

Die Flucht des Dalai-Lama 65

Die erste Israel-Reise eines Papstes seit der Staatsgründung 81

PORTRÄTS 95

Edwige Feuillère in *Die Irre von Chaillot* 97

Sami Frey 103

Der Pantomime Marceau 116

Soraya, ein Winter auf Capri 129

Richard Burton 139

Jacques Tati 146

Antoine, mein Freund Colbert 153

Charles Aznavour 162

Jean-Paul Belmondo 173

François Périer 182

Serge Gainsbourg, die Anfänge 192

Marcel Cerdan junior 198

Claude Jaccoux, Bergführer von Chamonix 209

Die Halbstarke 219

Jean-Paul Sartre: Engagiert euch und engagiert euch wieder 240

Claire Etcherelli, *Elise oder das wahre Leben* 248

Albert Cohen, *Die Schöne des Herrn* 254
Papillon 265

ERZÄHLUNGEN 273

Der Diebstahl im La Colombe d'Or 275
Zarthan: Die Bibel ist wahr 290
Der Schatz des Tutanchamun 304
Gebet für die Akropolis 317
Nie wieder Agadir 325

POLITISCHE UND POLEMISCHE KÄMPFE 331

Der Humanist und seine Hunde 333
Der Hungerstreik 351
Das Humanitäre und das Tragische in der Geschichte 363
Der Krieg hat stattgefunden 376
Die Schrecken vergleichen 379
The Disaster 384
Präventivkrieg oder Apokalypse 388
Die Anerkennung: François Mitterrand in Israel 391
Der Urhass 401
Ariel Scharon und Mahmud Abbas: Der gleiche Mut 414
Arthur Koestler: Botschaft aus dem Jenseits 422
Nacht und Nebel: Entgegnung an Gilles Deleuze
 betreffend Fassbinders und Schmidts *Schatten der Engel* 430
Der eigentliche Angeklagte ist Vergès 436
Raymond Barre, ein «unschuldiger Franzose» 440

RUND UM SHOAH 445

Einführung in das Werk: Zum Thema *Shoah*.

Der Film von Claude Lanzmann 447

Hier ist kein Warum 450

Dieses Wort «Shoah» ... Erwiderung an Henri Meschonnic 452

Vom Holocaust zu *Holocaust* oder wie man sich
seiner entledigt 459

Vorwort zu *Sonderbehandlung: Drei Jahre in den Krematorien
und Gaskammern von Auschwitz* von Filip Müller 474

Die Juden haben die Schlacht um den Karmel von
Auschwitz verloren 485

Holocaust, die unmögliche Darstellung. Zu *Schindlers Liste* 492

Die wahre Vergessensmaschine: Antwort an Anne Sinclair
und Alain Minc 499

Erwiderung an Jacques Henric und Philippe Forest 503

WÜRDIGUNGEN UND GRABREDEN 511

Ein Brief an Noriaki Tsuchimoto 513

Für Bernard Cuau 519

Hazkarah. Die Auferstehung des Namens 524

Paulette de Bouilly. Trauerrede am Grab meiner Mutter 535

Literaturnachweise 542

VORWORT

Zum ersten Mal bin ich in den fünfziger Jahren nach Paestum gereist. Gemeinsam mit Simone de Beauvoir und Jean-Paul Sartre verbrachte ich fast einen ganzen Tag dort; von der harten Mittagssonne bis zum Einbruch der Dunkelheit ließen wir den dorischen Tempelsäulen Zeit, knochenweiß zu werden. Und immer wieder bin ich im Lauf meines Lebens nach Paestum zurückgekehrt. Erst gestern fand ich die alte, unangetastete Empfindung aufs Neue in mir vor, eine Mischung bis zum zerreißen gereizter Nerven und ungekannter Ruhe, das Gefühl, eine vor dem Leben und vor dem Tod geschützte Oase des Friedens erreicht zu haben. Die Gegenwart der drei Tempel, der Umstand, dass sie die Jahrhunderte überdauert haben, schien mir eine Gewähr für meine eigene Existenz zu sein. Ich wusste alles über die dorischen Säulentempel, über das Parthenon, über den Tempel von Segesta oder jene von Agrigento auf Sizilien und einen anderen, dem Apollon geweihten kleinen Tempel auf der Peloponnes. Um dorthin zu gelangen, musste man warten, bis der Weg mit Dynamit freigesprengt war: So sehr hatte ihn der Krieg in Vergessenheit geraten lassen. Beim Schreiben dieser Zeilen fällt selbst mir sein Name nicht mehr ein – und doch, plötzlich weiß ich ihn wieder: Es ist der Tempel von Bassai! Mit Simone de Beauvoir hielt ich mich tagelang im Umkreis des Parthenon auf, den *Guide Bleu* in der Hand. Ich lernte gern und überprüfte an ihrer Seite die Genauigkeit meines Wissens: über die Geisa, die Mutuli, die Friese, die Triglyphen, die Metopen, die Architrave. Ich hatte viel gelesen und verdankte meine Kenntnisse damals jenen dicken blauen Rei-

seführern, die nie in Gefahr gerieten, uns mit ihren Belehrungen lästig zu fallen; sie kannten ihre Leser. Ich erinnere mich noch, wie ich mit Hilfe eines *Guide Bleu* in Italien die Straße wählte, die den Ufern des Gardasees folgt. Ich war begeistert, als ich las: «Herrliche Landschaften, Tunnel»!

Das Grab des göttlichen Tauchers habe ich, da es erst 1968 entdeckt wurde, viel später kennengelernt. Dann allerdings habe ich mich nicht davon losreißen können. Oft blieb ich zu lange im Tempelbereich und erreichte das Museum erst, als es bereits geschlossen war; ein anderes Mal konnte ich es mehrere Wochen, ja Monate nicht besuchen, weil dort gebaut wurde. Und nie hätte ich gedacht, dass mein Herz so berührt, dass ich im tiefsten Inneren so erschüttert sein könnte wie an dem Tag, als der Taucher mir schließlich erschien: ein vollkommener Bogen; es war, als spränge er endlos hinein in den Raum zwischen Leben und Tod. Ein ergreifendes Tauchmanöver, denn tatsächlich befindet er sich im Leeren, und vielleicht wird sein Fallen nie enden. Man begreift nicht: Von wo ist er abgesprungen, wohin stürzt er sich? Vielleicht fällt er auch gar nicht? Er scheint zu schweben.

Wenn ich nach etwas Beständigem suche, nach einem Zusammenhang, einer meinem Leben oder den hundert Leben, die ich, wie manche sagen, gelebt habe, innewohnenden Einheit, dann nimmt der göttliche Taucher – so heißt im Museum von Paestum das Fresko, das die Decke seines Grabmals schmückte – eine zentrale Stelle ein. Das Fresko hat nicht nur eine ästhetische Bedeutung für mich wie die Betrachtung von Kunst, von jedwedem Schönen, für mich ist es darüber hinaus auch tröstend, ja: schön und tröstend zugleich. Und wie es Nachfolger Jesu Christi gibt, so bin ich dem göttlichen Taucher von Paestum gefolgt. Die Nachfolge aber barg ein Gebot, das zu missachten mir unmöglich war, dem ich mich allerdings auch erst nach vielen Jahren ganz unterwerfen

konnte. Die Leere stieß mich ab und zog mich an: Ich musste warten, bis ich über siebzig war.

Heute taucht man in Paestum nicht mehr, die Küste dort ist sandig und flach, aber genauso gefährlich wie die weiter im Norden gelegene Amalfiküste. Damals hingegen war es nicht die vollkommene Schönheit des Hotels hoch oben auf der schwindelerregend steilen, sich hundert Meter über das Mittelmeer erhebenden Kliffküste, welche die stärkste Anziehungskraft auf mich ausübte, sondern ein Felsvorsprung, von dem aus man aus vier Metern Höhe ins Meer springen konnte. Sommer für Sommer habe ich mich auf diesem Felsvorsprung aufgehalten, habe mich behutsam an seinen äußersten Rand vorgewagt, bin dann aus Furcht vor der Leere und Transparenz des Wassers – die Sonne vervielfachte die Tiefe noch – wieder zurückgewichen: Nicht aus vier Metern Höhe sprang man in Wahrheit, eher aus acht, zehn, vielleicht sogar zwölf. Nur wenige Schwimmer trauten sich das zu. Und die meisten von ihnen machten keinen Kopfsprung, sondern sprangen mit den Füßen voraus. Nach langem Nachdenken schwor ich mir und dem göttlichen Taucher eines Tages, es trotzdem zu tun. Ich kam aus Paestum zurück und sprang. Ein schlechter Kopfsprung; ich war zu angespannt, um nach vorne abzuspringen, ich fiel eher mit dem Kopf voraus, aber sobald ich den festen Boden verlassen hatte, spürte ich, dass es zu spät war, meinen Entschluss rückgängig zu machen. Bei einem Sprung aus vier Metern Höhe hat man genug Zeit, sich in der Leere schweben zu fühlen: Die Fallgeschwindigkeit ist sogleich hoch, man fällt so schnell, dass das Wasser dem tauchenden Anfänger eine Ohrfeige verpasst und seine Arme – er hält sie straff gespannt – brutal zusammenstaucht. Trotzdem war ich wie verrückt vor Stolz und entschlossen, sofort noch einmal zu springen. Ich wollte meine innere Lockerheit, die Anspannung der Beine und Arme steigern und den Kopf wie geschützt in der Wiege der Armmuskeln halten.

Heute ist es zwölf Jahre her, dass ich den ersten Sprung tat: Seitdem bin ich mehrmals an diesem Ort gewesen, um zu springen, ja ich reiste immer nur mit dieser einen Absicht dorthin, sogar im vergangenen Sommer noch. Mich in die Leere zu werfen ist mir ein Bedürfnis geworden; fast bin ich süchtig danach. Außerdem bewunderte ich die Klippenspringer, die sich in jener Gegend von Felsvorsprüngen zwanzig oder dreißig Meter nach unten stürzen, und einmal konnte ich bei so einer Gelegenheit den Sprung eines Italieners beobachten: Anfangs gekrümmt wie der göttliche Taucher, streckte er seinen Körper ganz kurz vor dem Eintauchen fast senkrecht aus. Ich hoffte, ihn wiederzusehen. Schon am nächsten Tag hatte ich Glück. In einem Fischerboot näherte er sich der Stufenleiter, über die er auf den Felsvorsprung gelangte, auf dem ich mich befand. Er durchmaß ihn mit Riesenschritten, ohne Augen für irgendwen, bis er zu einer in den Felsen gehauenen, kaum erkennbaren Treppe kam. Außer Atem, mit Herzklopfen folgte ich ihm: Er ging sehr schnell, als wollte er nicht nachdenken müssen. Schließlich erreichte er den Felsvorsprung, den er sich ausgesucht hatte, eine schwindelerregend steil abfallende Kante, in etwa dreißig Meter Höhe. Ich blieb in der Nähe, freilich hinter ihm, weil ich fürchtete, andernfalls unwillkürlich zu zittern und so die äußerste Konzentration zu stören, deren Zeuge ich war. Ich weiß nicht, ob er mich bemerkte; um zu tun, was er vorhatte, musste er allein sein. Und doch konnte ich nicht weggehen, es war, als hätte man mir befohlen, bis zum letzten Augenblick bei ihm zu bleiben, als gäbe es eine Pflicht, der ich mich nicht entziehen durfte. Alles an dem Mann war vollkommen: die Silhouette, die Muskulatur, das ungemein schöne, vergeistigte Gesicht, das ihm vielleicht dieses Zwiesgespräch mit dem Tod ermöglichte, das in jedem seiner Züge erkennbare Bewusstsein der bösen Folgen jedes noch so geringen Zögerns. Draußen auf dem Meer wartete das Fischerboot, das ihn

gebracht hatte. Er sammelte sich lange, sehr lange, bis er die nötige Gewissheit, die Selbstsicherheit erlangt hatte und der nicht zu errechnende, nur für ihn erkennbare Moment gekommen war, in dem er sich entspannt und mit weit geöffneten Armen horizontal in die Luft schwang.

Es mag überraschen, dass ich das Vorwort zu einer Sammlung von Texten auf diese Weise beginne. Ich habe sie in verschiedenen Phasen meines Lebens zu ganz unterschiedlichen Anlässen geschrieben und in Zeitschriften, Illustrierten und Tageszeitungen veröffentlicht, die mittlerweile verschwunden, vergessen oder doch nicht mehr allgemein bekannt sind. Da ich mich gegen das Sammeln wehre und mich eher der Zukunft als der Vergangenheit zuwende, hatte ich nie daran gedacht, sie in einem Buch zusammenzustellen, und noch weniger daran, ihnen ein neues Leben zu verleihen. Erst meine Memoiren *Der patagonische Hase* – und die Art, wie sie von der Öffentlichkeit aufgenommen wurden – brachten mich darauf, meine Vergangenheit als Schreiber unter die Lupe zu nehmen. Ich sage bewusst «Schreiber», weil viele erstaunt gewesen sind, dass der Regisseur von *Shoah* tatsächlich auch schreiben konnte. Entscheidender jedoch war: *Der Hase* wurde als das Buch eines Schriftstellers, als ein literarisches Werk gesehen. In der verbreiteten Neigung, Menschen und Dinge einzuordnen und zu kategorisieren, wird gern geglaubt, es sei unnatürlich oder nicht angemessen, wenn jemand mehrere Eisen im Feuer hat.

Im *Grab des göttlichen Tauchers* finden sich Artikel wie *Der Priester von Uruffe und die Kirchenraison*, die mich viel Zeit und Arbeit gekostet haben. Den Wert dieses Stücks erkannte ich auf Anhieb. 1958 in *Les Temps Modernes* veröffentlicht, erschien es

vierzig Jahre später ein zweites Mal in *L'Infini*, einer Zeitschrift von Philippe Sollers, der den Essay für sich entdeckt hatte. Doch nicht allein solche Texte – es gibt mehrere dieser Art – haben mich veranlasst, das Buch zu veröffentlichen. Bevor ich anfing, Filme zu drehen, habe ich zwanzig Jahre lang, von 1950 bis 1970, vom Schreiben gelebt, indem ich praktizierte, was man «Brotjournalismus» nennt, den die «ernsthaften», die etablierten Journalisten, die jede Woche wenigstens von einer großen Idee heimgesucht werden, verachten. Albert Cohen, den ich jeden Monat für einen Tag in seiner Wohnung in Genf besuchte, hat mir in diesem Zusammenhang einmal von einem kurzen Wortwechsel zwischen Paul Valéry und Albert Einstein erzählt. Valéry war immer mit einem Notizbuch ausgerüstet, in das er knauserig jeden Einfall hineinschrieb. Er fragte Einstein: «Wie gelingt es Ihnen nur, Meister, Ihre Ideen nicht zu vergessen?» – «Ach, Monsieur, Ideen hat man selten», antwortete Einstein. Auch ich hatte nicht jede Woche eine Idee: So kam es, dass ich zwanzig Jahre lang für *France-Soir* als «rewriter», anders gesagt: als Ghostwriter gearbeitet habe. Ich schrieb die Artikel anderer Leute anonym noch einmal. Für einen Nachmittag, manchmal auch noch für die darauf folgende Nacht verlangte diese geheime Arbeit Konzentration und Schnelligkeit. Die Ghostwriter von *France-Dimanche* erlebten anstrengende, bisweilen aber auch fröhliche Nächte; ich erinnere mich, ein Gespräch zwischen der britischen Königin Elisabeth II., Nikita Chruschtschow und dem damaligen Vorsitzenden des Ministerrats der UdSSR, Marschall Nikolai Bulganin – beide auf Staatsbesuch in London – nicht redigiert, sondern vollständig erfunden zu haben. Die Begegnung hatte sich gewiss nicht so zugetragen, wie ich sie erzählte, doch meine Geschichte war immerhin lebendig und witzig; leider habe ich sie verloren. Wie auch immer, auf diese Weise bestritt ich damals meinen Lebensunterhalt, wobei ich über den Rest der Zeit frei ver-

fügen konnte, und diese Freiheit war mir wichtiger als alles andere. Der Chef der Verlagsgruppe war Pierre Lazareff, genannt «Pierre Hosenträger». Nach ungefähr zehn Jahren machte mir seine Frau Hélène Lazareff, die Gründerin und Chefredakteurin von *Elle*, den Vorschlag, für ihr Blatt jeden Monat einen umfangreichen Artikel zu schreiben, und ich nahm das Angebot an. Mit viel Phantasie und beträchtlicher Schreibanstrengung – um den oft mageren Informationen auf die Sprünge zu helfen –, erzählte der erste dieser Beiträge, wie der Dalai-Lama 1959 vor der chinesischen Armee geflohen war, die Tibet und die Hauptstadt Lhasa überfallen hatte. Der Artikel erschien unter meinem Namen. Daneben allerdings gab es viele Texte, unter die ich meinen Namen nicht setzen wollte und für die ich mir in letzter Minute, schon in der Setzerei, ein Pseudonym ausdenken musste. Ein unbegreiflicher Geistesblitz machte mich dergestalt zu Jean-Jacques Delacroix! Der Vorname kam mir gewiss wegen Jean-Jacques Servan-Schreiber in den Sinn, der damals viel von sich reden machte, Delacroix vermutlich wegen des Malers Eugène Delacroix oder auch wegen Jean de la Croix, wer weiß? Es wird wohl ein Geheimnis bleiben.

Warum veröffentlichte ich unter einem Pseudonym? Ich schrieb auch für *Les Temps Modernes*, ja gehörte ihrer Redaktion an, wobei weder ich noch Simone de Beauvoir oder Sartre den geringsten Widerspruch darin sahen, dass ich gleichzeitig für beide Zeitschriften tätig war, ermöglichte mir die eine doch, unbezahlt für die andere zu arbeiten. Und Marcel P eju, seinerzeit Mitherausgeber von *Les Temps Modernes*, war selbst Ghostwriter bei *Samedi-Soir*, dem Konkurrenten von *France-Dimanche*. Während des Algerienkrieges unterstützten wir die Nationale Befreiungsfront (FLN), mit der wir auch in direktem Kontakt standen, und so wurde *Les Temps Modernes* wiederholt zensiert oder beschlagnahmt. Die Aktivisten der FLN hatten freilich ihrerseits strenge moralische Vorstellun-

gen, deren Einhaltung sie auch von ihren Unterstützern erwarteten, und Frantz Fanon – wenig später habe ich ihn in Tunis kennengelernt und maßlos bewundert, neben tausend anderen Gründen vor allem für die Art, in der er sein Leben mit seinen Überzeugungen zur Deckung brachte – soll es mir, wie ich später erfuhr, verübelt haben, dass ich auf diese Weise mein täglich Brot verdiente (auch wenn wir nicht großzügig bezahlt wurden, bewahrte ich mir so immerhin meine Freiheit), und hat, auf mich gemünzt, zu einem seiner Vertrauten gesagt: «Aber was ist mit der Einheit des Ich?» Das hat mich berührt; ich verspürte wenig Lust, ihm die dunklen Verflechtungen meiner Existenz zu erklären, und außerdem verstand ich ihn: Als Ghostwriter zu arbeiten oder über Schauspielerinnen zu schreiben musste ihm frivol, ja wie ein Widerspruch zum radikalen Engagement erscheinen. Lebten wird doch in einer totalitären, vom Kalten Krieg geprägten Zeit: Man hatte sein Handeln zu verantworten, und für mich war es nun mal einfacher, meinen Namen zu wechseln. Dennoch bildeten Lanzmann und Delacroix eine Einheit: Sie waren in jedem Augenblick derselbe Mensch, und der eine wie der andere begann seine Artikel angesichts der leeren Seite mit Bangigkeit im Herzen. Beide gingen mit der gleichen Ernsthaftigkeit ans Werk, beide schrieben nie etwas schlampig hin, beide fanden immer wieder bestätigt, was für ein unvergleichliches Vergnügen das Geschriebene bereitet und wie viel Stolz und Freude das Wiederlesen einer gelungenen Schilderung schenkt.

Nachdem *Der patagonische Hase* veröffentlicht war, machte ich mich zufällig und ohne bestimmte Absicht an ein anderes Wiederlesen: Ich nahm mir einige Texte vor, die aus der Feder meines Alter Ego Delacroix stammten, alle vor vierzig Jahren in *Elle* erschienen. Von Delacroix wechselte ich zu Lanzmann und seinen Arbeiten für dieselbe Zeitschrift und fand mehr als nur eine Familienähnlichkeit; ich konnte zwischen den einen und den anderen

nicht den Hauch eines Unterschiedes ausmachen, konnte nicht erkennen, wer was geschrieben hatte. Die Einheit des Ich, die Fanon so kostbar gewesen war, stellte sich vor meinen Augen her ... die Einheit des Ich war ich! Daraufhin habe ich systematisch alle von mir verfassten Arbeiten wiedergelesen. Und lesend staunte ich, wie viel Freude ich empfand, denn die Texte sind jung geblieben und ohne Falten, was am Ende dazu führte, dass ich nicht mehr begreifen konnte, warum ich mir damals eine Maske aufgesetzt und welche Scham in jenen fernen Zeiten von mir Besitz ergriffen hatte. Mehr noch, die Verwandtschaft zwischen dem Stil der Texte und dem des *Patagonischen Hasen* war offenkundig: Es war die gleiche Handschrift; *Der Hase* steckte schon ganz und gar in dem, was ich meinen «Brotjournalismus» genannt habe. Und so traf ich die Entscheidung, das vorliegende Buch zu veröffentlichen.

Allein bin ich, es sinkt der Abend mir herab,
und meine Seele neigt, o Herr, sich auf das Grab,
so wie des Ochsen Haupt zur Wasserkühle strebt.

Diese Verse aus Victor Hugos Gedicht *Der Schlaf des Boas* bekomme ich nicht mehr aus dem Kopf, sie kursieren in meinem Schädel, sie tauchen mehrmals am Tag oder in der Nacht, sogar wenn ich nicht allein bin, plötzlich wieder auf. Mich bewegt das Thema des Grabes zutiefst – und zusehends häufiger. Ich wage nicht zu glauben, dass jemand, wenn es so weit sein wird, auf die Idee verfallen könnte, meinem Körper oder der Erinnerung an mich das Adjektiv «göttlich» beizufügen, aber ich fordere den Rang des Tauchers für mich ein. Mein ganzes Leben habe ich nach der Wahrheit getaucht, und nicht nur im Meer. Alle wichtigen Entscheidungen, die ich zu treffen hatte, waren wie Kopfsprünge, Sturzflüge ins Leere, sämtlicher Sicherheiten ledig, und ich war genötigt, erfolgreich oder doch

zumindest bereit zu sein, jene schwerwiegenden Folgen auf mich zu nehmen, die ein Misslingen bedeutet hätte. Wie viele Unbekannte haben mir seit dem Erscheinen des *Patagonischen Hasen* und dem Gerede von meinen hundert Leben geschrieben oder gesagt: «Ach Monsieur, was für ein Glück Sie gehabt haben, mein Leben wird nie wie Ihres sein.» Ich bedankte mich; ich konnte meinem Gesprächspartner indes keinen Ratschlag geben. Ich war zu überzeugt, dass sie recht hatten: Das heutzutage zur Regel gewordene umfassende Nivellieren und nörgelnde Kleinhalten allen Daseins hat die Zahl der Kopfspringer beträchtlich reduziert. Eher fügt man sich, passt sich vorgegebenen Mustern an, marschiiert im Gleichschritt ... es sind unerbittliche Forderungen, die all jene, die um die erträumte oder erahnte, aber nie erlebte Freiheit trauern, in den Selbstmord treiben. Ich werde hier nicht versuchen, eine Liste der Kopfsprünge meines bewegten Lebens zu erstellen, deren Prinzip und Grundgefühl immer gewesen ist, die Angebote, die Gelegenheiten zum Wagnis nicht zurückzuweisen, sie vielmehr nach Möglichkeit zu suchen und sich zugleich sehr elend und schuldig zu fühlen, wenn man der Vorsicht, den Sicherheiten und dem häuslichen Glück den Vorzug gibt. Es stimmt: Die Zeiten waren günstiger, und ich habe meine Chancen genutzt. Die Résistance, die Widerstandsbewegung, Berlin während der Blockade, meine illegale Reise nach Ostdeutschland, die mir Jahre im Gefängnis hätte einbringen können, das gewaltige Abenteuer von *Shoah*, von tausend Gefahren beschwert, und schließlich *Der patagonische Hase*, auch er ein Kopfsprung, weil ich die Arbeit in der Gewissheit, dass ich mich schon noch eines Tages daranmachen würde, endlos hinauszögerte, genauso wie damals hoch über dem Meer, als es mir nicht gelang, meine Angst vor der Leere zu überwinden. Ich könnte weitere Beispiele aufzählen, aber es reicht.

In diesem Buch finden sich nicht nur die für den Brotberuf

verfassten Schriften, Reportagen, Porträts von Schauspielerinnen und Schauspielern, Autoren, Sängern und Halunken, sondern auch Artikel, die in *Les Temps Modernes*, in *France-Observateur* oder in *Le Monde* erschienen sind und die den wichtigen, die Zeitgenossen fesselnden Ereignissen des Jahrhunderts gewidmet sind: politische und polemische Texte, viele davon rund um *Shoah* entstanden, Vorworte, Trauerreden, Vorträge etc. Altes und Neues, in den letzten Jahren Entstandenes vermischt sich. Manches Stück steckt die vergehende Zeit und die langsamen Veränderungen ab, die sich im Inneren einer Epoche ereignen, uns aber erst aus der Distanz erkennbar werden. Andere Texte haben mir ein echtes Problem bereitet: Ich würde sie heute nicht mehr schreiben, aber ist das ein Grund, sie nicht in einem Buch zu veröffentlichen, das von meinem Leben, vom vergangenen Jahrhundert Zeugnis ablegen will, ohne zu lügen oder meine damaligen Wahrnehmungen zu vertuschen? Mitten im Kalten Krieg habe ich zum Beispiel in *Les Temps Modernes* einen sehr bösen Artikel über den *Petit Guide des névroses politiques* von Arthur Koestler geschrieben, der damals wie ein Rasender dem Antikommunismus verfallen war. Ich hatte den Autor von *Ein spanisches Testament* und *Diebe in der Nacht* wie einen Bruder geliebt, hatte *Sonnenfinsternis* bewundert und später den Doppelselbstmord von Koestler und seiner Frau in ihrer Londoner Wohnung als niederschmetternd empfunden. Heute würde ich gegen Koestler nichts mehr schreiben, in meinem persönlichen Pantheon nimmt er einen bedeutenden Platz ein. Aber ich habe den Artikel verfasst und publiziere ihn deshalb auch, denn er entspricht einer Zeit, in der auch ich ein Rasender war, und vielleicht bilden unsere Rasereien zusammen die Vernunft der Epoche. Was im Mittelpunkt steht, ist indessen die Frage der Weitergabe: Unser Gedächtnis wird immer schlechter, und mit dem Erinnern dürfen wir es uns nicht leichtmachen. So habe ich beim Lesen der verschiedenen

Übersetzungen des *Patagonischen Hasen* – von gelegentlichen, in so langen Übertragungen unvermeidlichen Sinnwidrigkeiten einmal abgesehen – feststellen müssen, dass manche Fehler der Tatsache geschuldet waren, dass das Wissen um die jüngere Geschichte schwindet. Ich schrieb beispielsweise – und es ist wirklich so gewesen (ich war zur Zeit der deutschen Besatzung selbst Mitglied der kommunistischen Jugendbewegung): «Die Kommunisten waren von Fallschirmabwürfen angloamerikanischer Waffen ausgeschlossen, die allein der *gaullistischen* Résistance vorbehalten blieben.» Die Übersetzung lautete: «Die Kommunisten waren von den Fallschirmabwürfen angloamerikanischer Waffen ausgeschlossen, die allein der *französischen* Résistance vorbehalten blieben!» Nach der Befreiung bezeichnete sich die Kommunistische Partei Frankreichs als «Partei der 75 000 Erschossenen», und wenn die Zahl in dieser Höhe auch ein wenig Propaganda gewesen sein mag, standen die Kommunisten doch ohne Zweifel an der Spitze des Kampfes gegen die Nazis und hatten die größten Opfer auf sich genommen. Was in den letzten siebenzig Jahren geschehen ist, der Niedergang des Kommunismus, der Fall der Berliner Mauer etc., hat in den heutigen Generationen bestimmte Erinnerungen fast völlig getilgt, die für die an den Ereignissen Beteiligten noch ganz lebendig sind; sie wurden buchstäblich von einem Tsunami hinweggefegt, der die Gegenwart entwurzelt, ihr die Geschichte nimmt und mit allem reinen Tisch macht, was unser eigentliches Leben war und bleibt.

Noriaki Tsuchimoto, der begabte japanische Filmemacher, bei uns unbekannt, in seinem Land aber sehr berühmt, der sein Leben damit verbrachte, der Minamata-Krankheit auf den Grund zu gehen (auf Kyūshū, der südlichsten Insel des Archipels, leitete der 1906 gegründete Chemiekonzern Chisso ohne irgendwelche Vorsichtsmaßnahmen Quecksilber ins Meer und zerstörte dadurch auf Jahrzehnte die gesamte Nahrungskette und alle an ihr Betei-

ligten von den Fischen bis hin zu denen, die sie verzehrten: Zuerst erkrankten die Katzen und führten rätselhafte, entsetzliche Veits-tänze auf, dann wurden in Fischerfamilien, die glaubten, Gott wolle sie strafen, missgebildete und degenerierte Kinder mit Kröpfen geboren) und mit der Kamera bis zu seinem Tod gegen die offizielle Leugnung dieses Verbrechens anzugehen, schickte mir, nachdem er *Shoah* gesehen hatte, einen brüderlichen Brief: «Die Zeit zwingt uns, alles zu vergessen.» Doch auch wenn das Vergessen am Ende unvermeidlich ist, kämpfe ich mit *Das Grab des göttlichen Tauchers* vorsichtig, wie ich es immer getan habe, gegen alle Tode. Und darum findet sich in dieser Sammlung der *Shoah* gewidmete Satz: «Für mich hat die Zeit nie aufgehört, *nicht* zu vergehen.»

DER PRIESTER VON URUFFE UND DIE KIRCHENRAISON

Nachdem Guy Desnoyers, der Priester von Uruffe in Lothringen, eine Frau aus seiner Gemeinde ermordet hatte, die von ihm schwanger und deren Entbindung näher gerückt war, schnitt er ihr den Bauch auf, entfernte den Fötus und erteilte ihm die Sterbesakramente. Diese beispiellose Tat erschütterte das Frankreich der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts zutiefst. Im Januar 1958 war ich beim Prozess gegen den Priester von Uruffe in Nancy.

Hinten im Saal schrie jemand auf. Andere überraschte Ausrufe folgten. Der Vorsitzende Richter Facq hob nicht einmal den Kopf, unbeirrt verlas er das Urteil. Er musste es zu Ende bringen. Die vier Anklagepunkte – das doppelte Verbrechen, den Kindesmord und die Vorsätzlichkeit – hatten die Geschworenen und das Gericht mehrheitlich anerkannt, dem Angeklagten zugleich allerdings mildernde Umstände zugebilligt. Dem Recht war Genüge getan: Man entließ den Pfarrer von Uruffe und die sieben Geschworenen, die ihn soeben zu lebenslanger Zwangsarbeit verurteilt hatten. Die Geschworenen konnten den Gerichtspalast durch eine Hintertür verlassen. Doch obwohl der Pfarrer längst mit einem Gefangenewagen abtransportiert und in seine Zelle zurückgebracht worden war – drei Polizeiketten hatten den Wagen abschirmen müssen –, herrschte bei der Menschenmenge auf dem Gerichtsvorplatz noch große Aufregung.

Die versammelten Menschen waren eher überrascht als empört; angesichts der Einzelheiten dieses Zerrbilds von einem

Urteilsspruch wirkten sie wie aus allen Wolken gefallen. Mildernde Umstände hatten dem Pfarrer das Leben gerettet, sie standen jedoch – ganz wie der *deus ex machina* in einem Theaterstück – in keinerlei Verhältnis zu dem, was im Gerichtssaal gesagt worden war. Die Umstände nämlich, die das Verbrechen des Pfarrers Desnoyers «milderten» – es gab sie durchaus –, waren zu keinem Zeitpunkt des Prozesses zur Sprache gebracht worden: weder vom Angeklagten noch von den Zeugen, weder von Seiten der Anklage noch vom Gericht, kaum auch von der Verteidigung. Auf diesen merkwürdigen Vorgang werde ich später zurückkommen. Man hätte dem Verbrechen des Pfarrers zumindest eine Bedeutung beimessen müssen; man hätte es in die Geschichte seines Lebens einordnen und sich entschließen müssen, den Mann und sein Verbrechen ganz zu verstehen. Das hätte jedoch bedeutet, ein Urteil zu fällen, und gerade das sollte unbedingt vermieden werden.

Nach zehn Verhandlungsstunden unter dem Vorsitz eines Richters, der die eigentlichen Fragen nicht zur Sprache gebracht sehen wollte, war der Priester von Uruffe nicht wirklich verurteilt worden: Der milde Schuldspruch war skandalös, er war ungerecht. Auch das Todesurteil wäre ungerecht gewesen. Doch weil man sich den eigentlichen Prozess erspart hatte, weil man sich dazu entschlossen hatte, nicht verstehen zu wollen, schien dieses Urteil die folgerichtige Strafe zu sein. Es gab keine Entschuldigung für das Verbrechen: Nach allen Debatten blieb es auf wundersame Weise undurchsichtig, obwohl die äußeren Gegebenheiten eindeutig und bekannt waren. Bis zum Urteilsspruch folgte der Prozess von Nancy der goldenen Regel aller Strafprozesse. Also musste man die Konsequenz daraus ziehen, musste bestrafen, die Todesstrafe verhängen.

Drei Tage später erlitt der Staatsanwalt Parisot im gleichen Verhandlungssaal des Schwurgerichtes im Département Meurthe-

et-Moselle einen Herzinfarkt. Er weigerte sich, die Todesstrafe für den zweiten Mörder der Verhandlungsperiode zu fordern. Sein eisernes Herz kam ohne Zittern mit der fahlen Morgendämmerung der Guillotine zurecht; dass ein Gericht eine strafrechtliche Verfolgung verweigerte, war jedoch ganz offensichtlich ein Skandal.¹ Die Erklärungen des Vertreters der Staatsanwaltschaft boten der Massenpresse in ihrer üblichen Überstürzung einmal mehr Gelegenheit, die verstaubte akademische Debatte um das Für und Wider der Todesstrafe auszugraben – ohne zu sehen, dass es der denkbar schlechteste Zeitpunkt dafür war. Die Strafmilderung an sich empörte den Staatsanwalt nicht: Natürlich war es in den dreißig Jahren seiner Karriere – und ohne dass sein Herz deshalb versagt hätte – vorgekommen, dass ihm ein Kopf, den er gern hätte rollen sehen, nicht gewährt worden war. Und umgekehrt hatte die Presse andere, durch und durch widerwärtige Gerichtsurteile hingenommen. Nein, es war eine Art Evidenz, die Parisot wie ein Dolch mitten ins Herz traf: Dass der Prozess und das Urteil von Nancy die Ausübung des Richteramtes in Zukunft grundsätzlich unmöglich machten, war nicht zu übersehen. Indem sich die Geschworenen im katholischen Lothringen weigerten, den Pfarrer von Uruffe zu verstehen und zu bestrafen, hatten sie die französische Strafjustiz (die zwischen den Polen der nackten strafrechtlichen Verfolgung und des Verständnisses für den Straftäter oszillierte) der Möglichkeit beraubt, Recht zu sprechen – ob es nun um einen Freispruch oder um eine Verurteilung ging.

In jedem ähnlich gelagerten Prozess hätten die Geschworenen keine zehn Minuten gebraucht, um einen beliebigen Angeklagten aufs Schafott zu schicken. Aber der Prozess um den Pfarrer war

1 Staatsanwalt Borel hatte die Anklage gegen Desnoyers geführt.

anders: Wie aufsehenerregend sein Verbrechen auch gewesen sein mochte, gegenüber einem weltlichen Angeklagten hätte die Justiz wenigstens funktioniert, ohne sich selbst zu schaden. Jetzt waren sie anfangs wie gelähmt, dann klammerte sie alles aus, was dabei hätte helfen können, die Person des Verbrechers und seine Motive zu beleuchten. Und wenn man die mildernden Umstände gelten lässt, bedeuten sie immerhin, dass es für wichtig erachtet wurde, die Beweggründe des Angeklagten mit allen verfügbaren Mitteln zu verstehen. Gewiss, das «Verstehen» zieht nicht unbedingt einen gnädigen Urteilsspruch nach sich: Man hat Jacques Fesch² unter die Guillotine geschickt, obwohl alle Gründe, die für seine Begnadigung sprachen, im Verlauf seines Prozesses präsentiert worden waren. Dass auch dieses Urteil skandalös war, ist bekannt.

Doch dabei handelt es sich um einen gewöhnlichen Skandal, wie er sich an Geschworenengerichten jedes Jahr mehrmals ereignet, ohne die Grundlagen unserer Justiz zu erschüttern. In der französischen Strafjustiz ist die Todesstrafe als schlimmster Ausgang immer eine Gewissheit. Sie ist maßgebend. Wenn der Staatsanwalt einen Kopf fordert, verlangt er nie mehr, als das Gesetz zulässt, er verlangt die strenge Anwendung des Gesetzes. Jacques Fesch war voll und ganz verstanden worden, aber letztlich sagte sich jeder: «Ich will es gar nicht so genau wissen», und man vollstreckte das Todesurteil, um im Namen der Ordnung, der zu schützenden Gesellschaft ein Exempel zu statuieren. Wo würde das hinführen, wenn man Polizistenmörder nicht hart bestrafte? In

2 Am 25. Februar 1954 schoss der sehr kurzsichtige vierundzwanzigjährige Sohn eines Bankiers, Jacques Fesch, nachdem er einen Geldwechsler überfallen hatte, auf die ihn verfolgenden Polizisten und tötete einen von ihnen mit einem Herzschuss. Er wurde zum Tode verurteilt. Vor der Urteilsvollstreckung fand er im Gefängnis den Glauben seiner Kindheit wieder und schritt wie ein Heiliger zur Guillotine. Der gütige französische Staatspräsident René Coty hatte ihm die Begnadigung verweigert.

einem solchen Falle geben sich die Geschworenen taub und blind: Sie bestrafen den Verbrecher für das Verbrechen und lassen dem Automatismus der Gesetze ihren Lauf. Es scheint, als würde man allein aufgrund der Tatsachen urteilen, wie es in den meisten Strafprozessen getan wird, wenn der Richter mit dem Strafgesetzbuch in der Hand über das Strafmaß entscheidet. Das ist strafrechtliche Verfolgung in ihrer ursprünglichen Form. Diese Art von Rechtsprechung ist abstoßend, und das Todesurteil gegen Jacques Fesch war ein Skandal. Aber im Unterschied zu dem, was in Nancy geschah, bestand der Skandal nur im Hinblick auf eine andere Art von Rechtsprechung. Man wollte den Verbrecher Jacques Fesch und seine «gesellschaftliche Prägung» nicht vollständig erfassen. In der unterhöhlten bürgerlichen Gesellschaft, die nicht, oder nur um den Preis von Heuchelei, dazu imstande ist, die Prinzipien und Institutionen, an die sie sich früher gebunden fühlte, aufrechtzuerhalten, stehen sich heute diese beiden Auffassungen von Rechtsprechung gegenüber – und existieren dennoch nebeneinander. Darin liegt ja gerade der Sinn mildernder Umstände, die selbst vor den Augen des strengsten aller Staatsanwälte im Prozess zugelassen werden können: Sie sind in Wahrheit nicht weniger oder mehr als das Gesetz selbst, sie stehen nicht im Widerspruch zu diesem und verweisen im Grunde auf eine andere Gerechtigkeitsvorstellung, auch wenn sich ihre Fürsprecher dessen nicht bewusst sind. Eine nicht zwingend auf eine Bestrafung ausgerichtete Rechtsprechung, die sich am Horizont jedes milden Urteils abzeichnet, kann zwar jene andere Form der Rechtsprechung radikal in Frage stellen, widerspricht ihr aber nicht im eigentlichen Sinn. Der Staatsanwalt – das ist für ihn das Entscheidende – behält stets das Recht, den Kopf eines Angeklagten zu fordern. In einem anderen Fall mag er also durchaus auf dem höchsten Strafmaß bestehen.

In Nancy ist dieses Recht verlorengegangen. Die Geschwore-

nen und die Richter haben sich nicht für eine andere Rechtsprechung entschieden, indem sie dem Pfarrer von Uruffe in einem verpuschten Prozess, in welchem vom Angeklagten gar nicht die Rede war, mildernde Umstände zuerkannten; sie wollten sich nicht grundsätzlich gegen die Todesstrafe aussprechen, sondern haben, weil der Angeklagte Priester war, willkürlich ein gnädiges Urteil verhängt. Im Jahr der Begnadigung, 1958, verzichtet die republikanische Justiz lieber auf ein Urteil und begeht Selbstmord, anstatt sich den Problemen zu stellen, die ihr das Verbrechen eines Priesters bereitet.

Das Paradoxe an diesem schändlichen und aufregenden Prozess war, dass die Beteiligten sich sowohl vor dem Begreifen als auch vor dem Bestrafen fürchteten und das gnädige Urteil lediglich gewährten, weil sie sich geweigert hatten, zu verstehen. So viel ist sicher: Wenn nur ein einziges erklärendes Wort, wie zaghaft auch immer, gesprochen worden wäre, hätte man gegen den Pfarrer von Uruffe ohne das geringste Zögern die Todesstrafe verhängt. Dass er seinen Kopf behalten durfte, verdankte er nur dem Schweigen, zuallererst seinem eigenen – das bewundernswert war –, dann auch dem Schweigen aller. Wenn jemand gesprochen hätte, wäre er verloren gewesen. Zwischen dem Angeklagten, der Staatsanwaltschaft, der Verteidigung, dem Gericht und den Geschworenen bestand das unausgesprochene Einverständnis, die Kirche um jeden Preis aus der Affäre herauszuhalten, also das Wesentliche zu verbergen, nichts von dem auszusprechen, was in unser aller Augen hätte rechtfertigen können, dass man dem Pfarrer Desnoyers mildernde Umstände zubilligte: Auswahl und Ausbildung der Priester, strenge Disziplin in den Seminaren, Zölibat, Keuschheitsgebot, Verhältnis zwischen dem Landpfarrer und der Kirchenhierarchie, keine Möglichkeit, Schwierigkeiten mit einem Vorgesetzten zu besprechen, usw. Niemand wollte verstehen, wie das Leben eines Priesters auf

dem Land, in Lothringen, in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts aussieht, oder sich die Frage stellen, was «Glauben» für diesen Gottesdiener bedeuten mochte, der dazu imstande war, verbissen und tüchtig sein Priesteramt auszuüben und sich zugleich mit hochgezogener Soutane unter dem Familientisch von der Hand eines dreizehneinhalbjährigen Kindes, der Schwester des Mädchens, das er ermorden würde, masturbieren zu lassen.

Es geht nicht darum, ein Exempel zu statuieren oder die Ungeheuerlichkeit des Verbrechens zu leugnen. Doch Maître Gasse, der Verteidiger des Pfarrers von Uruffe, bewahrte in seiner Akte schöne und pathetische Briefe anderer Priester auf, die er nach der Verhaftung Desnoyers' erhalten hatte. Sie forderten, ohne ihr Entsetzen über den Mord an Régine Fays zu verbergen, Gnade für ihren Bruder und baten den Anwalt, die römisch-katholische Kirche anzuklagen, um Desnoyers besser verteidigen zu können. Er solle der Kirchenhierarchie den Prozess machen, die das Verbrechen von Uruffe hauptsächlich zu verantworten habe. In den Briefen hielten die Priester ihre Erfahrungen und ihr eigenes Versagen nicht zurück, beklagten, dass ein junger Bauernsohn den Zwängen und dem Räderwerk der Kirche nicht hatte entkommen können. Sie zeigten die wirklichen Probleme auf und die – ob nun absichtlich oder nicht – allgemein verbreiteten Widersprüche, gegen die der Priester Desnoyers über zehn Jahre angekämpft hatte. In den Händen eines Anwalts, der verrückt genug und bereit gewesen wäre, um der Wahrheit willen seinen Mandanten unter die Guillotine zu schicken, wären solche Bekenntnisse Dynamit gewesen. Einige Priester, die mit der Kirche brechen wollten, boten sogar an, im Prozess auszusagen. Aber Maître Gasse war ein bedachter Verteidiger, er brach den Schweigepakt nicht: Die Briefe dieser Radikalen blieben in seiner Aktentasche.

Der Mörderpfarrer hätte auf seiner Anklagebank zu Recht

meinen können, dieser Prozess rechtfertigt nachträglich sein Verbrechen: Auch er versuchte die Kirche außen vor zu lassen. Der Mord an Régine Fays bleibt – wie wir sehen werden – unverstanden, wenn man glaubt, der Pfarrer habe nur sich selbst schützen wollen. Desnoyers versuchte zuerst, seinen eigenen Ruf, die Würde des Priestertums und paradoxerweise seine Ehre als Geistlicher zu retten. Die Staatsraison, eine höhere «Kirchenraison», eignete sich in seinen Augen dazu, das zu schützen, als dessen Richter und Werkzeug er sich verstand, sie stärkte ihn, den verschreckten und allmächtigen Bauern. So gesehen, hatte man dem Pfarrer von Uruffe tatsächlich nur für sein eigenes Verbrechen den Prozess gemacht: Es war, als ob sich die Darsteller der Komödie von Nancy miteinander verschworen, als ob sie beschlossen hätten, ein Urteil zu fällen, ohne die Kirche auch nur mit einem Wort zu erwähnen.

Doch es handelte sich nicht um eine gewöhnliche Verschwörung; es war kein Komplott. Die Verschworenen hatten nicht im Voraus eine Entscheidung gefällt, um dann zynisch die ihnen zugewiesene Rolle zu spielen. Im Gegenteil, diese gewaltige Verschwörung des Schweigens war nicht vereinbart, sie war weder zynisch noch machiavellistisch: Sie war buchstäblich von niemandem gewollt. Auch wenn offensichtlich alle etwas zu verlieren und gute Gründe für ihr Schweigen hatten, unterschieden sich die Gründe doch. Die Verteidigung, die Kirche und die – durch die Staatsanwälte vertretene – politische Rechte verfolgten in diesem Prozess verschiedene Ziele. Über das zu fällende Urteil – Tod oder Nachsicht – war keine Verabredung getroffen worden. Die Verteidigung und die Kirche schwiegen, um so vielleicht den Priester zu retten, die Rechte hingegen schwieg, um ihn umso gewisser verurteilt zu sehen. Allein der Verteidiger, der sein Metier beherrschte, hatte ein unmittelbares Interesse daran, den Pfarrer zu retten. Die Rechte und die Kirche hatten ein anderes Ziel, das gleiche. Sie wollten die Kirche retten.